

SANDY LEE

*Sophie Hill*

*Schatten der  
Vergangenheit*

— Ein altes Geheimnis —

Bibliografische Information durch die  
Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-788-2

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte bei der Autorin

Titelgestaltung: Sandy Lee  
Clips © 2024 Sandy Lee, Corel Corporation  
und seine Lizenzgeber.  
Alle Rechte vorbehalten.

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

28,80 Euro (DE)

*Für Silvia*

DANK an meine Testleser  
Carmen, Erik, Natalie und Silvia

## PROLOG



**S**turm peitschte die alten Bäume an der regennassen Straße, fegte die gelben Blätter von deren Ästen. Das Heulen des Windes hüllte die Nacht in ein unheimliches Gewand. Pfützen spiegelten das schwache Licht der Gaslaternen wider, verzerrt durch die in rascher Folge aufschlagenden Tropfen. Irgendwo jaulte ein Hund, was jener Novembernaut des Jahres 1880 einen noch gespenstischeren Anschein gab. Kein Mensch traute sich bei diesem Wetter auf die Straße, die kleine Stadt lag wie ausgestorben zwischen den sie umgebenden Hügeln.

Plötzlich schlug das Jaulen des Hundes in lautes, warnendes Gebell um. Gleichzeitig waren hastige Schritte auf dem nassen Straßenpflaster zu vernehmen. Sie stammten von schweren Stiefeln und klangen in der Eintönigkeit des heulenden Sturmes wie ein angstvoller Herzschlag. Wer konnte sich bei diesem Unwetter herauswagen, sich den Unbilden der anscheinend rasend gewordenen Natur aussetzen?

Ein dunkler Schatten tauchte an der Straßenecke auf, ein Lichtschein erhellte ihn schwach. Dem Aussehen nach musste es ein älterer Mann sein, schon etwas gebeugt dastehend und sich, eine Laterne schwenkend, umschauend. Die Gestalt war in einen weiten Umhang gehüllt, der Kopf unter einer Kapuze versteckt. Nach einer kurzen Pause lief der vor Nässe triefende Passant eilig weiter.

Die Straße ›An der Bleiche‹ zog sich in einem sanften Linksbogen dahin, der weiter vorn in eine abrupte

---

Kehre übergang. An jener Stelle, auf der Wiese an der Außenseite der Kehre, breiteten früher die Frauen ihre Wäsche zum Bleichen in der Sonne aus. Das Gelände stieg sanft an und zeigte nach Süden, eine ideale Lage für diesen Zweck.

Die Bleiche gab es nicht mehr, das Grundstück war verkauft worden. Da, wo einst Laken in unschuldigem Weiß das Grün des Grases unterbrachen, reckte sich nun eine Gründerzeit-Villa in den Himmel. Herrschaftlich blickte sie auf die Häuser im Inneren des Straßebogens herab, die Aussicht von keinem Bauwerk behindert, bis sie auf die Silhouette der Stadtkirche traf.

Aus dieser Richtung kam der einsame Nachtwandler, der sich nun zielsicher auf die Villa zu bewegte. Im Lichtkegel der Straßenlaterne an der Grundstücksmauer hielt er nochmals an, um ein wenig zu Atem zu finden. Als er durch das Gittertor zur Villa aufblickte, erhellte das Gaslicht kurz sein Gesicht. Das müde Antlitz eines vielleicht sechzigjährigen Mannes verbarg sich unter der Kapuze. Kinn und Wangen waren von einem schütterten grauen Bart bedeckt, die Nase unter den dunklen Augen knollig. Auf der Stirn, über dem rechten Auge, hatte der Mann eine alte, zweifingerbreite Narbe.

Der Alte drückte gegen das Gittertor, welches sich mit leisem Quietschen einen Spalt weit öffnete. Er zwängte sich hindurch und lief hastig den gepflasterten Weg hinauf.

Sebastian Haustein war verärgert. Er hatte das Abendessen kaum angerührt, welches ihm Agnes, die Haushälterin, liebevoll zubereitet hatte. Jetzt schritt er unruhig durch sein Arbeitszimmer, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Seit Wochen sehe ich meine Tochter kaum noch,

---

weiß nicht, wo sie sich aufhält – und nun dieser Brief.« Er schlug mit der flachen Hand auf das Blatt Papier, welches auf seinem Sekretär lag. »Suche mich nicht, ich bin gut aufgehoben! Ich werde nicht nach Hause zurückkehren.« Was erlaubt sich die ungehorsame Dirne eigentlich?«

Agnes, die Einzige, die den Ausführungen Hausteins zuhören konnte, zuckte mit den Schultern.

»Wenn Sie das nicht selbst wissen, Herr Bürgermeister ...«

Sebastian Haustein war ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, untersetzt und würdevoll. In jüngeren Jahren war er Handwerker gewesen, hatte bei einem Schmied die Kunst der Stahlbearbeitung gelernt. Ein Handwerk, welches in Kriegszeiten goldenen Boden hatte. Im Deutsch-Französischen Krieg hatte er ein gutes Gefühl dafür, wie man sein Geld vermehren konnte und war dadurch zu Ansehen und Einfluss gekommen. So war aus der Schmiede schließlich eine Fabrik geworden, die neben Werkzeugen und Maschinen auch Waffen herstellte. Schon damals war er Mitglied des Stadtrates gewesen, weil man ihn als Menschen mit Visionen, mit Plänen schätzte – und weil er diese Pläne auch durchzusetzen wusste.

Im Gründertaumel nach dem von den Franzosen schmachvoll verlorenen Krieg kaufte sich der Fabrikherr Haustein die Bleichewiese und ließ sich eine ansehnliche Villa hinsetzen, einen zweistöckigen Bau mit großem Empfangsbereich und einem Turm. Er kandidierte für das Amt des Bürgermeisters, gewann die Wahl und fühlte sich seitdem auf seinem Hügel als Feldherr, der die Geschicke des Städtchens lenkte.

Im Jahre 1862 hatte er Amalia Landgraf, die Tochter eines Großgrundbesitzers, gehehlicht, die ihm im

---

folgenden Jahr ein Kind gebar, Sophia. Das Mädchen war der ganze Stolz der Mutter, während der Vater sich einen Erben für seine Fabrik wünschte. Nachdem die Villa Mitte der siebziger Jahre stand, war die Erfüllung seines Wunsches zum Greifen nah – Amalia war erneut schwanger. Doch das Glück sollte ihnen nicht hold sein. Das Kind, ein Sohn, starb gleich nach der Geburt, die Mutter kurz darauf im Wochenbett.

Auf einmal lag die Welt des Sebastian Haustein in Scherben. Alles, was er sich erarbeitet hatte, sein Erfolg, sein Reichtum, zählte plötzlich nicht mehr. Die große Villa war von einem auf den nächsten Tag für ihn kalt und leer geworden. Sein einziger Halt blieb ihm in seiner Tochter Sophia, die nun versuchte, die entstandene Lücke auszufüllen und den Vater wieder aufzurichten. Eine schwere Aufgabe für eine gerade Zwölfjährige.

Das war vor fünf Jahren. Und nun ging die noch Minderjährige ihre eigenen Wege – viel zu früh. Wo trieb sie sich nur herum?

Der Bürgermeister lief wie ein gefangenes Tier in seinem Arbeitszimmer hin und her. Agnes hatte ihn fragend angeschaut, ob er ihre Dienste noch brauchte, und er hatte nur müde abgewinkt. Gerade wollte sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen, da schellte es am Eingang.

Haustein sah durch die offene Arbeitszimmertür, wie die Haushälterin umschwenkte, um dem späten Besucher zu öffnen. Das große, schwere Portal lag genau auf der anderen Seite des weitläufigen Foyers.

Als Agnes die Tür erreichte, begann die Glocke gerade erneut zu schellen.

»Wer ist denn da?«, wollte sie sich vor dem Öffnen versichern.



---

»Der Nepomuk. Ich muss dringend den Herrn Bürgermeister sprechen.«

Die Haushälterin schob den Riegel zur Seite und öffnete die Tür einen Spalt. Draußen stand ein klatschnasser Mann im weiten Umhang, der sich gerade die Kapuze aus dem Gesicht zog.

Sie hieß ihn eintreten und im Foyer warten.

»Herr Bürgermeister! Der Nepomuk möchte sie dringend sprechen«, rief die ältere Frau laut, noch bevor sie das Arbeitszimmer erreicht hatte.

Sebastian Haustein, der alles durch die offene Tür mitverfolgt hatte, kam ihr entgegen.

»Sie können jetzt gehen, Agnes.«

Dann wandte er sich an den Gast, der inzwischen den tropfnassen Umhang abgelegt hatte.

»Nun Nepomuk, was gibt es? Lässt der Herr Pfarrer etwas Wichtiges ausrichten?«

Damit komplementierte er den Alten in Richtung seines Zimmers.

Nepomuk war seit langem die rechte Hand des Pfarrers Heimboldt. Kaum jemand kannte seinen Familiennamen, er war *der* Nepomuk. Es ging das Gerücht, er sei ein Findelkind und hätte bei einem der Vorgänger Pfarrer Heimboldts eines Tages auf den Kirchenstufen gelegen. Und so sei er da aufgezogen und von einem zum nächsten weitergereicht worden. Doch wie es aussah, würde der jetzige Gottesdiener wohl sein letzter Brotherr sein, denn Nepomuk stand im zweiundsechzigsten Lebensjahr, während Heimboldt noch zehn Jahre davon entfernt war.

»Nun, was gibt es so Unaufschiebbares, dass Sie der Herr Pfarrer um diese Zeit und vor allem bei solchem Wetter auf Botengang schickt?«

Haustein wandte sich zu ihm um, nachdem er die Zimmertür geschlossen hatte. Nepomuk hielt die lei-

---

nene Kappe, die er sonst immer trug, in seiner Hand und knautschte sie.

»Es ist ...«, druckste er herum.

»Nun, was?« Der Gastgeber wurde langsam ungeduldig.

Der Alte atmete tief durch.

»Ihre Tochter, die Sophia, ist beim Herrn Pfarrer. Sie wollte nicht, dass Sie es erfahren, Herr Bürgermeister. Doch dem Herrn Pfarrer plagte das Gewissen, da er ja von der längeren Abwesenheit des Fräulein Tochter wusste.«

Sebastian Hausteins innere Anspannung löste sich, als er die Nachricht gehört hatte.

»Es ist gut, dass Sie mich informiert haben, Nepomuk. Aber sie ist doch beim Herrn Pfarrer gut aufgehoben, das hätte bei diesem Unwetter nicht solcher Eile bedurft.«

Er schaute zum Fenster, an das aus der Dunkelheit heraus der Regen peitschte.

Nepomuk trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Oh doch – der Herr Pfarrer meinte, es wäre besser, wenn Sie mitkämen. Ihr Fräulein Tochter ist nicht allein erschienen.«

Der Bürgermeister fuhr herum.

»Sie ist nicht allein? Wer, zum Teufel, ist denn bei ihr?«

»Das sollten Sie sich besser selbst anschauen«, flüsterte der Pfarrdiener.

Sebastian Haustein hatte sich seinen Macintosh, den wasserdichten Regenmantel, übergezogen und gewohnheitsgemäß zum Zylinder gegriffen. Das war ein Fehler, denn er musste die Kopfbedeckung immerfort festhalten, damit sie der Sturm nicht sofort wegblies.

---

Zehn Minuten nach Verlassen der Hausteinschen Villa erreichten sie die Kirche. Der Bürgermeister wollte das Hauptportal am Markt benutzen, doch Nepomuk zog ihn in eine Nebenstraße, die zur Pfarrei führte.

Die Pfarrei war ein kleines, unscheinbares Häuschen, welches sich in den Schatten der Stadtkirche duckte. Nur wenige Schritte aus der Tür über einen unbefestigten Weg, schon stand der Pfarrer vor dem Eingang zur Sakristei. Während er im großen Gotteshaus ganz im Dienste des Herrn stand, warteten in der Pfarrei die weltlichen Obliegenheiten der Institution Kirche auf ihn. Dort befanden sich sein Büro und seine Dienstwohnung.

Der Pfarrdiener zog zweimal am Klingelzug, gleich darauf noch zweimal. Dieses Zeichen war mit Pfarrer Heimboldt verabredet. Schritte waren im Flur zu vernehmen, dann öffnete sich die Tür.

»Kommen Sie herein, Herr Bürgermeister!«

Der Pfarrer flüsterte fast; überhaupt hatte alles den Anschein, als solle es unbemerkt vor sich gehen. Laut sagte er dann: »Es ist gut, Nepomuk. Ich brauche dich nicht mehr.«

Pfarrer Anton Heimboldt war ein großer, schlanker Mann Anfang fünfzig. Er war ein wenig blass, wodurch das Schwarz seines Gewandes noch dunkler im Kontrast wirkte – ebenso wie seine tiefschwarzen Haare. Von Natur aus ein regsamer Mensch, war er für seine uneigennützigere Hilfsbereitschaft bekannt und genoss hohes Ansehen bei den Einwohnern.

Was hingegen mancher nicht wusste: Sebastian Hausteine und Anton Heimboldt kannten sich schon aus der Schule. Genauso wenig, wie ersterer als Fabrikherr geboren war, lag letzterem seine christliche Berufung bereits in der Wiege. Zu der fand er erst, als er auf einer Reise schwer erkrankte und von Mönchen in einem

---

Kloster gepflegt wurde. Seitdem erwies er sich als Gottes Stimme auf Erden für seine Heilung dankbar.

»Setz dich, Sebastian!« Der Pfarrer wies auf die Stühle am Wohnzimmertisch. Waren die beiden Männer unter sich, duzten sie sich aus alter Freundschaft.

Der Bürgermeister nahm Platz.

»Was ist mit meiner Tochter, Anton?«

»Sie tauchte vorhin plötzlich auf und bat mich um Hilfe. Ein kräftigendes Essen hatte sie wahrhaft nötig.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»Ich hab ihr angeboten, hier zu übernachten. Sie schläft nebenan.«

Haustein überlegte eine Weile.

»Gut, dann soll sie heute hier bleiben. Aber morgen hole ich sie ab, und sie kommt mit mir nach Hause.«

»Das werde ich ganz sicher nicht tun!«

Die beiden Männer schreckten hoch. In der Tür stand eine junge Frau mit zerzaustem rotblonden Haar. Sie hatte den Satz laut herausgerufen, ja fast geschrien.

Der Bürgermeister fasste sich als erster.

»Aber Sophia – warum, um alles in der Welt ...«

Er wusste nicht weiter, wurde jedoch sowieso von seiner Tochter unterbrochen.

»Ich hab dich gebeten, nicht nach mir zu suchen, weil ich die Zeit für mich brauchte. Und du, du scherst dich einen Dreck um meinen Wunsch. Verrate du mir lieber, warum!«

»Sophia, du bist mein Kind. Ich mache mir Sorgen, wenn du so einfach verschwindest.«

Sophia trat an den Tisch heran, schaute dem inzwischen aufgestandenen Haustein in die Augen.

»Hat dich das früher interessiert, Vater? Du brauchtest doch nur einen Erben für dein Stahl-Imperium.«

»Sophia, bitte hör mir zu!«, mischte sich jetzt Pfarrer Heimboldt ein. »Wenn hier jemanden eine Schuld

---

trifft, dann mich. Ich hab dich gesehen, wie du nass und hungrig zu mir gekommen bist. Ich kenne deinen Vater sehr gut und hab mir Sorgen gemacht. Und ja, gegen deinen Willen hab ich Nepomuk nach ihm geschickt. Ich hab geglaubt, es wäre für euch beide besser so.«

Die junge Frau blickte etwas verstört und ratlos von einem zum anderen.

»Sie waren das?« Einen kurzen Moment verharrte sie in stillem Überlegen.

»Ja, ich habe deinen Vater förmlich gedrängt, sofort zu kommen.«

»Sie trifft keine Schuld, Herr Pfarrer. Wie Sie schon sagten: Sie kennen meinen *Vater* gut. Doch von *mir* wissen Sie recht wenig. Und deshalb hätte *er* auf meinem Wunsch beharren müssen. –

Aber da du nun schon da bist, Vater«, sie ergriff dessen Hand und zog ihn mit sich, »werde ich dir jetzt etwas zeigen.«

Sebastian blickte fragend auf seinen Freund Anton. Der saß am Tisch und hatte das Gesicht in seine Hände geborgen – wohlwissend, was der Vater nun zu sehen bekommen würde.

Sophia verschwand mit diesem im Nachbarzimmer und schloss die Tür. Man hörte beide leise miteinander reden, dann trat Stille ein.

Auf einmal erklang ein gurgelndes Geräusch, als ob jemand nach Atem rang. Und gleich darauf war ein dumpfer Aufschlag zu vernehmen, als sei etwas Schweres zu Boden gefallen. Ihm folgte ein markerschütternder Schrei Sophias. Heimboldt blickte erschrocken hoch und sprang von seinem Stuhl auf. Mit fahrigem Händen riss er die Tür zum Zimmer auf.

Die junge Frau kniete am Boden, sie atmete heftig und schüttelte den vor ihr liegenden Vater. Dessen Augen

---

waren nach oben verdreht und starrten leblos zur Decke.

Heimboldt hockte sich ebenfalls hin, hielt sein Ohr vor das Gesicht seines Freundes, suchte am Hals nach einem Pulsschlag. Sekunden später schaute er zu Sophia auf und schüttelte resigniert den Kopf.

Tränen stürzten plötzlich über deren blasses Gesicht, tropften ihr vom Kinn. Sie streichelte dem Vater zitternd über das Haupt. Der Pfarrer sah, dass sie einer Ohnmacht nah war und hob sie auf. Er zog den Kopf des vor Trauer völlig aufgelösten Mädchens an seine Schulter und flüsterte ihr ins Ohr: »Er war ein guter Mensch. Der Himmel ist ihm gewiss.«

Sophia hob den Kopf und blickte den Gottesdiener ungläubig an.

Auf dem Friedhof am Rande der Stadt waren Dutzende von Trauergästen versammelt. Erster Schnee hatte die Welt, durch die sich der Menschenzug hinter dem Sarg schlängelte, einzuckert.

Pfarrer Heimboldt hatte auf der Trauerfeier bewegende Worte für den ersten Mann der Stadt gefunden. Er würdigte dessen Engagement und die Errungenschaften, die auf seiner Initiative fußen, ebenso seine Einsatzbereitschaft zum Wohle der Stadt. Er hob den Bürgermeister, den Fabrikanten und vor allem den Menschen Sebastian Haustein hervor.

Seine Freunde waren anwesend, auch der gesamte Stadtrat und eine Delegation aus seiner Fabrik. Die Haushälterin Agnes vergoss dicke Tränen. Nur seine Tochter suchte man unter all den Trauergästen vergebens.

Als der Sarg ins Grab gelassen wurde, huschte ein Schatten hinter einem Baum vorbei. Im gleichen Augenblick begann es wieder zu schneien, wie, um den teu-

---

ren Verblichenen mit einer feingewebten weißen Decke einzuhüllen.

Pfarrer Heimboldt saß am Tisch im Wohnzimmer der Villa. Agnes brachte Kaffee, schenkte ein und setzte sich ebenfalls.

»Und Sie haben wirklich keine Ahnung, wo sich Sophia aufhalten könnte?«, setzte der Pfarrer das Gespräch fort.

»Leider überhaupt nicht. Sie kam kurz hier vorbei, um sich ein paar ihrer Sachen zu holen. Dann verabschiedete sie sich von mir und ging ohne ein Wort.«

Agnes traten Tränen in die Augen. »Ich glaube nicht, dass sie noch einmal zurückkehrt. Das war so ... so endgültig, dieser Abschied.« Sie schluchzte tief.

Heimboldt seufzte ebenfalls.

»Was soll denn nun mit dem Haus werden, und mit der Fabrik? Die Fabrik braucht einen Direktor, das Haus einen Hausherrn. Ich kann doch keine Entscheidung ohne das Einverständnis von Fräulein Sophia fällen.«

Die Haushälterin schaute den Pfarrer fragend an.

»Hat der Herr Bürgermeister denn kein Testament verfasst, welches über seinen Nachlass verfügt?«

Ratlos hob der Gottesmann beide Hände etwas an.

»Er hat mit mir darüber gesprochen, vor längerer Zeit. Und damals, nach dem Tode seiner Gattin, sollte sämtlicher Besitz in die Hände seiner Tochter fallen. Er hatte ja sonst niemanden.«

Agnes erhob sich.

»Sollten wir nicht einmal in seinem Arbeitszimmer nachschauen. Da gibt es einen Tresor. Vielleicht, dass da ...«

»Wir bräuchten den Schlüssel. Wissen Sie, wo er den aufbewahrt hat?«